

Der Weg zur Umkehr steht immer offen (Jemand wartet auf uns)

Die Lutherbibel hat als Überschrift über die eben gehörte Erzählung „Vom verlorenen Sohn“ gesetzt. Das nimmt eine Deutung vorweg. Sie stellt sich damit in eine lange kirchliche Tradition, die aus der Erzählung Jesu eine rührende Erbauungsgeschichte gemacht hat: Einer baut Mist, fällt auf die Nase, bereut, kommt zurück und wird mit Freuden wieder aufgenommen.

Weitaus spannender wird die Erzählung meiner Meinung nach, wenn man eingehender darüber nachdenkt, was Verlorenheit eigentlich ist, wer in dieser Geschichte wirklich verloren ist, und ob wir uns eigentlich auch darin wiederfinden.

Da ist zunächst der jüngere Sohn: der ungeduldige, ein bisschen leichtsinnige. Er will etwas unternehmen. Er ist es leid, zu Hause zu bleiben, vielleicht immer nur die zweite, oder sogar dritte Geige spielen zu müssen. Das tägliche Einerlei geht ihm auf die Nerven. Er will hinaus in die Welt, etwas Anderes, etwas Neues, überhaupt etwas erleben, was diesen Namen verdient. Das Leben ruft und lockt!

Der jüngere Sohn fordert sein Erbe – und erstaunlicher Weise bekommt er es auch. Ich stelle mir vor, mein gerade 18-jähriger Sohn stünde vor mir und teilte mir gerade mit, dass er es zu Hause unerträglich fände und ich ihn gefälligst auszahlen sollte, damit er endlich einmal etwas vom Leben haben könnte. Mal abgesehen davon, dass ich das gar nicht so einfach könnte, bin ich mir mehr als unsicher, ob ich das überhaupt wollte!

Nun, der Vater in unserem Gleichnis gibt dem Sohn sein Erbe und der jüngere Sohn gibt sein Erbe mit vollen Händen aus: das Leben genießen, feiern und fröhlich sein. Immer da sein, wo es etwas zu erleben gibt: Ich will Spaß – und zwar sofort!

Gelegentlich mag da eine innere Stimme gemahnt haben: das kann doch nicht immer so weitergehen!, aber diese Stimme ist schnell übertönt vom Spaß, vom Lachen der Freunde, der Frauen... Was kostet die Welt?

Ach, sie kostet mehr, als der Jüngere sich das so gedacht hat. Sie kostet das Glück, beinahe das Leben. Schon wird das Geld knapp, ist das Erbe aufgebraucht. Schon ist es vorbei mit dem Lachen, den Freunden, den Frauen – Die Welt des Glamours zeigt ihre hässliche Fratze hinter der Spaßfassade. Kein Geld, kein Glück und erst recht keinen Spaß, umsonst gibt es nichts. Der jüngere Sohn landet im Dreck bei den Schweinen, Endstation. Ist das alles gewesen?

Nachdem der Sohn die Erfahrung macht, aus eigener Kraft nicht mehr aus der Gosse auf die Beine zu kommen, zieht er Bilanz und fasst einen Entschluss: Ich werde zu meinem Vater zurückgehen, besser als der Tod ist immer noch eine Rückkehr in Schande und ein Leben als Tagelöhner bei ihm.

So zieht er los, abgerissen wie er ist, zurück zum Vater. Der sieht ihn schon von weitem kommen. Er muss Ausschau gehalten haben, Tag um Tag. Und er läuft seinem Sohn entgegen, mit weit geöffneten Armen. Und er drückt ihn vor Freude an sich, noch bevor der sich entschuldigen und entwürdigen kann. Er will seinen Sohn gar nicht auf den Knien sehen, er will gar keine Beteuerungen, dass alles falsch war, was der Sohn angefangen hat.

Er ist froh, seinen Sohn wieder zu haben, lässt ihn neu einkleiden und ein großes Fest feiern.

Der holländische Maler Rembrandt hat dieses Gleichnis gemalt. Da ist ein wirklich erbärmlich aussehender Sohn und ein Vater, der auf einen Stock gestützt ist. Ein Berliner Pfarrer hat seinen Konfirmanden die Figur des Sohnes und des Vaters jeweils getrennt ausgeschnitten, dazu den Stock, und diese Konfirmanden, die die Geschichte nicht kannten, die Figuren so anordnen lassen, wie sie es sich vorstellten.

Fast alle Bilder der Konfirmanden zeigten den Vater, wie er mit dem Stock den Sohn vom Hof jagt.

Und die Konfirmanden waren sehr verwundert, als sie die Versöhnungsszene gezeigt bekamen. Sie hielten diesen Ausgang der Geschichte für utopisch, ihre eigenen Bilder für viel realistischer.

Bis einer, der sonst sehr still war, sagte: ja es stimmt, dass unsere Bilder realistischer sind, aber es ist eigentlich schade, oder?

In unserem gesellschaftlichen Alltag gibt es für loser kein Pardon, schon gar nicht, wenn sie an ihrem Misserfolg auch noch selber schuld sind.

Vielleicht aber sind in unserer Zeit gar nicht die loser das Problem, sondern die Erfolgreichen, die das Problematische ihres Lebens noch gar nicht bemerkt haben!

Zu unserer biblischen Erzählung hat Kurt Marti eine moderne Variante verfasst: *verlorener als der verlorene sohn im elend, verlor sich der sohn des verlorenen sohnes im überfluß – er landete nicht am schweinekoben, sondern hoch oben. statt von trebern im kummer nährt er sich lustvoll mit spargelspitzen und hummer – verlorener als der verlorene sohn und die seinen, wartet des sohnes verlorener vater bei hirten und schweinen.*

Erkennen Sie uns wieder? Als die, welche nicht nur ihr eigenes Erbe im Überfluss durchbringen, sondern womöglich auch noch das Erbe für Generationen nach uns. Und nicht nur als Einzelne, sondern auch noch als ganze Gesellschaft. Als die, welche vor allem Spaß wollen und sich auch nehmen, ohne zu fragen, was der Spaß denn wohl kostet? Und wer ihn bezahlen wird. Die umkehren müssten, aber offenbar noch viel zu wenig Leidensdruck haben, um das nicht nur zu wissen, sondern auch entsprechend zu handeln.

Der bei den Schweinen gelandete Sohn weiß, wie es um ihn steht. Er hat kaum eine Möglichkeit, sich etwas vorzumachen: besser als der Tod ist es immer noch, in Schande heimzukehren.

Und wie steht es um uns? Ist die Verlorenheit nicht viel tiefer, wenn die Möglichkeit besteht, dass wir uns so lange etwas vormachen, bis es zu spät ist zum Umkehren? Weil nicht wir, sondern viel zu lange andere die Konsequenzen unseres Tuns zu tragen haben? Wird es dann einen Heimweg geben? Und wo wird er hinführen?

Vielleicht ist das Bild gar nicht so schlecht, das Kurt Marti gewählt hat: zu einem Vater, der bei Hirten und Schweinen wartet, also bei einem viel elementareren, einfacheren Leben.

Der Heimweg des Sohnes war sicher nicht einfach, aber ich könnte mir vorstellen, unser Heimweg wird noch viel schwieriger, wenn wir ihn denn antreten. Es gibt für uns scheinbar zu viele Alternativen, und der Vater in diesem Gleichnis steht in unserer Zeit nicht hoch im Kurs.

Oder finden wir uns doch vor allem in dem älteren Sohn wieder?

Der ältere Sohn, ein Pflichtmensch, einer, der für Ordnung ist, und die Ordnung aufrechterhält. Einer, der anständig und beständig ist. Der sich nichts gönnt.

Rechtschaffen, verantwortlich, treu, brav, der Traum der meisten Schwiegermütter und

der Horror für die meisten ihrer Töchter. Er ist solide, aber langweilig und vor allem freudlos. Ihn ruft Tag für Tag die Pflicht! Tag für Tag dasselbe. Und so vergeht die Zeit. Lebenszeit verrinnt. Meistens merkt er es kaum. Höchstens mal am Jahresende oder am Geburtstag. Oder dann, wenn er sich das Leben anderer anschaut.

Oder an dem Tag, als der Jüngere nach Hause kommt. Der andere. Der Taugenichts, der aber doch schon wieder auf die Füße gefallen ist. Wenn der Ältere anfängt zu vergleichen, dann kommt in ihm das Gefühl hoch, zu kurz gekommen zu sein. Dann nagt der Neid an ihm, die Verbitterung – ungerecht ist die Welt, so scheint es ihm, aber im Tiefsten ist er eher wütend über sein nicht gelebtes Leben. Wie kann er da mitfeiern, sich mitfreuen, wie soll er darüber fröhlich sein. Sein letzter Trost für seine eigenen Mühen löst sich durch die Reaktion des Vaters in Luft auf, nämlich, dass die anderen schon sehen werden, was sie von ihrem unsoliden Leben haben. Sie werden ihren Preis zahlen und er wird dann von seiner Genugtuung zehren.

Nun ist wirklich er der Verlierer. Und so bricht es gegenüber seinem Vater aus ihm heraus: Wo sind sie geblieben, all die Jahre, in denen ich treu Tag für Tag meine Arbeit gemacht habe, mit dir die Verantwortung teilte, wo ich mich geplagt habe, wo sind sie geblieben auf deiner Rechnung? Wofür habe ich das alles getan? Und dann denkt er an all die unerfüllten Sehnsüchte, die unausgesprochenen Wünsche, die ungelebten Träume...

All das kommt in ihm hoch. Die Musik des Festes schallt zu ihm herüber. Wo das Fest des Lebens gefeiert wird, zeigt sich, wie jämmerlich, wie unerfüllt sein eigenes Leben ist.

Er war Tag für Tag bei seinem Vater und ist doch verlorener als der in der Fremde gestrandete Bruder. Er hat sich verloren in der Pflicht, in dem Bemühen, das Richtige zu tun. Aber wenn diese Verbitterung dabei herauskommt, kann es nicht das Richtige gewesen sein. Ich denke, auch er hat seine Verlorenheit erst bei der Rückkehr seines Bruders erkannt.

Ob er die richtige Entscheidung getroffen hat?

Das Gleichnis hat ein offenes Ende. Wir sollen die Geschichte mit unserem Leben weitererzählen. Und die hinter allem stehende Frage lautet: Wie ist unsere Beziehung zu dem Vater, zu Gott?

Gibt uns diese Beziehung die Möglichkeit, die Balance zu halten zwischen Freiheit und Verantwortung, zwischen Lebensfreude und Pflicht? Und zeigt sie uns, dass Lebensfreude etwas anderes ist, als persönlicher Spaß und die Freiheit, zu tun, was man will?

Dieses Gleichnis von den beiden verlorenen Söhnen bewegt mich, fordert mich heraus, fragt nach meinen Erfahrungen. Ich bin der jüngere Sohn, ich bin der ältere, oder die jüngere oder ältere Tochter, und ich ahne etwas vom Versprechen der Hoffnung, die dieses Gleichnis birgt: Auch ich werde mit offenen Armen empfangen, auch ich darf mein gestrandetes, genauso wie mein ungelebtes Leben hinter mir lassen und das Fest des Lebens mitfeiern.

Und mich dafür einsetzen, dass das Fest des Lebens eine Zukunft hat für viele.

Pfarrer Mario Meyer